

Es ist der Wandel der Gesellschaft im Blick auf deren Einschätzung der Kirche zu bewältigen, denn die Säkularisierung ist fortgeschritten. Eigenartigerweise hat die EKD-Umfrage 1975 „Wie stabil ist die Kirche?“ ergeben, daß „die Präsenz von Kirche am Ort sich immer mehr auf das Pfarramt und sein Handeln reduziert. Nur in ihm ist die Kirche vor Ort real erfahrbar. Die Organisation, die hinter dem Pfarramt steht, die Gesamtkirche bleibt abstrakt . . .“ Das enthält faktisch eine permanente Anforderung an den Pfarrer, die sehr leicht auch zu einer Überforderung werden kann.

Es gibt auch einen geistlichen Streß.

„Der Pfarrer soll mit seinem ganzen Leben und mit seiner ganzen Person die lebensgestaltende Kraft der biblischen Tradition repräsentieren. Das bedeutet aber: Er soll bei aller Modernität, die man bei ihm konstatiert oder kritisiert, auch fromm sein.“¹⁰

Gerade die Gemeinde erwartet anschaulich in einer säkularisierten Gegenwart mit Recht den gelebten Glauben in Leben und Lehre ihres Pfarrers. Das ist eine nicht zu unterschätzende Belastung. Denn früher hat das Amt die Person getragen. Heute deckt das Amt keineswegs persönliche Schwächen des Amtsträgers zu.

Daß das Heilige nun nur noch in personaler Präsenz begegnet, im Wort der Predigt, im Zuspruch der Sündenvergebung, beim Abendmahl und, ohne daß die theologische Theorie diesen Tatbestand deckt, in der Person des Pfarrers, scheint für protestantisches Denken auch deswegen selbstverständlich zu sein, weil diese Art der Vergegenwärtigung den theologischen Vorstellungen vom Charakter des Heiligen vollkommen entspricht. Der Fundamentalartikel des Glaubens behauptet ja: Gott ist Mensch geworden, und das Erlösungsgeschehen ist am Ort äußerster Profanität, am Kreuz, vor sich gegangen.

So kommt Josuttis zu der Aussage¹¹: „In der säkularisierten Welt existiert der Pfarrer als personales Relikt von Religion.“ Somit schließt sich die Beweisführung „Der Pfarrer ist anders“. „Nachdem es keine heiligen Orte, Zeiten und Gegenstände mehr gibt,

steht er als religiöses Symbol einigermaßen verloren in der säkularisierten Gesellschaft.“ Das Schmerzliche ist, was die Zerstörung der Religion genannt wurde, erlebt der Pfarrer jeden Tag in seinem Leben, innen und außen. Das ist reale Not, mehr als Streß.

Gert Schneider

Überforderungen und Ansprüche in der Pastoral

Bericht von einer Studienwoche

Der folgende Bericht zeigt, wie vielfältig die Gründe und Ursachen der Überforderung von „Pastoralarbeitern und -arbeiterinnen“ sind. Auf der Studienwoche konnten auch Dimensionen diskutiert werden, die erst auf einer zweiten Ebene offenbar wurden; von hier aus war es dann auch möglich, Hinweise zur Problemlösung zu erarbeiten. red

Kontext: Die Gruppe und ihr Thema

Die „Solidaritätsgruppe im Bistum Paderborn (SOG Paderborn)“ stellte ihre jährlich stattfindende Studienwoche im Jahre 1989 unter das Thema „Überforderungen und Ansprüche in der Pastoral“. Bei derartigen Fortbildungs- und Reflexionswochen stehen Gruppe und Thema in einem wechselseitigen Verhältnis, so daß sich die Probleme und Fragen der TeilnehmerInnen in der Wahl des Themas und der Arbeitsweise niederschlagen. Die SOG Paderborn gehört zu jenen kirchlichen Reformbewegungen, die sich im Gefolge des II. Vatikanischen Konzils in der Bundesrepublik Deutschland und anderen europäischen Ländern gebildet hatten mit dem Ziel, die Impulse dieses Konzils in der kirchlichen Öffentlichkeit und in den Gemeinden wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. Während viele dieser Gruppierungen im Laufe der Jahre erhebliche Wandlungen vollzogen haben, blieb die Mitgliedschaft der Paderborner SOG weithin der Berufsrolle des Gemeindepfarrers zugeordnet, wenn-

¹⁰ Ebd., 191.

¹¹ Ebd., 196.

gleich in den letzten Jahren auch nichtpriesterliche PastoralarbeiterInnen und einige Studierende der Theologie dazugekommen sind. Die wichtigsten Fragestellungen während der monatlichen Mitgliederversammlungen kamen und kommen demzufolge aus der Pastoralarbeit, speziell aus der Gemeindepastoral in volksgemeinschaftlich strukturierten Ortsgemeinden. Daß dabei Überforderungen und Ansprüche immer dringlicher werden, liegt bei der derzeitigen Situation auf der Hand. Es erschien daher wichtig, dieses Problem in seinen verschiedenen Dimensionen zu thematisieren und zu bearbeiten. Dabei sollte es nicht um eine Vermittlung von Wissensbeständen allein gehen, sondern um eine Reflexion der eigenen Praxis. Gewählt wurde die Arbeitsweise der Praxisreflexion nach Art der Supervision unter Anleitung eines Supervisors. Die 18 TeilnehmerInnen aus den Arbeitsgebieten der Gemeindepastoral, des schulischen Religionsunterrichtes und der Hochschularbeit wurden gebeten, nach Möglichkeit eine Situation ihrer Arbeit der Gesamtgruppe vorzustellen. Die Gruppe versuchte sodann, sich in diese pastorale Situation hineinzusetzen und sie ihrerseits dem Berichtersteller zu spiegeln. Die Ergebnisse können in folgenden Schritten dargestellt werden:

1. Dimensionen des Themas auf der „ersten Ebene“

1.1 Überforderung als Problem des pastoralen Berufes

Der Beruf des Pastoralarbeiters oder der Pastoralarbeiterin steht in mehrfacher Hinsicht quer zu den heute bekannten Berufsausübungen. Das gilt in erster Linie für die Arbeitszeit und für den Wechsel zwischen Arbeit und Freizeit. Einem hauptberuflichen Mitarbeiter im pastoralen Dienst ist es kaum möglich, feste Beziehungen außerhalb seiner unklar definierten Arbeitszeit zu knüpfen, da Planungen immer wieder durchkreuzt werden von Erfordernissen und Ansprüchen, die aus seinem Arbeitsbereich gestellt werden. Das gilt in hohem Maße für den Gemeindepfarrer, der nach der Auffassung vieler Mitglieder der Gemeinde immer dann zur Verfügung stehen muß, wenn gerade dafür ein Bedürfnis besteht. „Totalan-

spruch“ und „Totalverfügbarkeit“ sind die Dimensionen von Überforderungen aus dem pastoralen Beruf selbst heraus.

1.2 Überforderung vom Amtsverständnis her

Es war im Verlaufe der Tagung interessant, die Verbindung von dieser Überforderung zu dem Amtsverständnis – hier besonders des Priesters – zu ziehen. Was oberflächlich gesehen wie eine durchaus normale berufliche Überforderung aussah, erwies sich sehr rasch als mit dem Amtsverständnis unmittelbar intendierte Situation. Das Amt wird kirchlicherseits im Sinne einer Totalhingabe und Totalverfügbarkeit bis in die konkrete Berufsausübung hinein interpretiert und indoktriniert. Die Verbindung von kirchlichem Amt in diesem Verständnis und der Berufsrolle des pastoralen Dienstes birgt in sich schon die Dimension der Überforderung, nicht zuletzt deswegen, weil dem Amt Qualitäten zugeordnet werden, die in einer normalen Berufsrolle sich erst entwickeln müssen nach Maßgabe der persönlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten.

1.3 Überforderung von der Rolle her

Die Verbindung zwischen pastoralem Beruf und dem Amtsverständnis führt zu der typischen Berufsrolle des pastoralen Dienstes, die sich am deutlichsten in der Pfarrerrolle zeigt. Sie als „Totalrolle“ zu charakterisieren, trifft insofern genau zu, weil die gesamte, von der Kirche vordefinierte, Praxisebene von einer Rolle ausgefüllt werden muß. Es besteht kaum noch die Chance, individuelle Begabungen einzubringen, vor allem seit dem gravierenden Mangel an Priestern in den Gemeinden, wodurch ehemals aufgeteilte Arbeitsbereiche zwischen Pfarrer und Kaplan/Vikar einem einzigen zugeordnet werden. Totalrolle und Totalzuständigkeit sind in extremer Weise sichtbar geworden zu einer Zeit, da es überall Differenzierungen – auch der Berufsrollen – gibt, nur nicht in den Zuständigkeiten für den Gemeindedienst, was die Rolle des Pfarrers insbesondere angeht.

1.4 Ansprüche aus den bestehenden Gemeinden heraus

Mit zunehmendem Wandel des Religionsverständnisses haben sich die Ansprüche aus

den Gemeinden heraus verändert. Indem Religion weithin nur noch dann erfragt wird, wenn bestimmte persönliche oder familiäre Ereignisse dies erforderlich machen, reduziert sich die Kommunikation mit dem pastoralen Mitarbeiter und dem Pfarrer auf Dienstleistungsanforderungen. Diese sind dann so rasch und so präzise wie möglich zu erfüllen nach Maßgabe eines Zeitplanes, der schon längst vor dem Gespräch seitens der Leistungsnehmer festgelegt worden ist. Nicht selten kommt es hier zu Konflikten im Gespräch, die von den Fordernden überhaupt nicht verstanden werden bzw. als Verweigerung einer Dienstleistung interpretiert werden. Pastoraler Dienst ist hier deutlich abrufbare Dienstleistung, und die Erwartung beschränkt sich lediglich auf die Erfüllung dieses Ansinnens. Die persönliche Meinung des Angefragten oder dessen eigener Zeitplan spielen überhaupt keine Rolle, und es finden weder Kommunikation noch Aushandlungen statt, geschweige denn „Seelsorgsgespräche“. Ein verändertes und zum Teil privatisiertes Religionsverständnis steht somit einer Berufsrolle gegenüber, die ihr eigenes Rollenverständnis nicht mehr in einen kommunikativen Prozeß einbringen kann.

1.5 Ansprüche, die vom Pastoralarbeiter selbst kommen

Auch ein vordefiniertes Rollenverständnis aus dem Amt heraus kann die eigenen Träume, Hoffnungen und Wünsche des Amtsträgers nicht verdecken. Gerade viele Gemeindepfarrer sind mit Idealen und Träumen von einer lebendigen Gemeinde in ihren Dienst gegangen. Während ihres Studiums haben sie sich mit bestimmten Theorien von Gemeindeforschung auseinandergesetzt, und sie suchen in „ihrer“ Gemeinde Partnerinnen und Partner, mit denen sie Gemeinde probieren, Wege beschreiten, die viel Aufmerksamkeit erfordern und ständige Kommunikation voraussetzen. Nicht selten erleben sie bereits in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit, daß innerhalb der Gemeinde längst bestimmte Machtverhältnisse herrschen, die eine Aushandlung neuer Ideen und Wege unmöglich zu machen scheinen. Dies mag für jede andere Berufsrolle völlig normal sein, im Beruf besonders des Pfarrers gelten

offensichtlich andere Gesetzmäßigkeiten. Vordefinierte Verhaltensmuster verlangen standardisiertes Rollenverhalten, austauschbare Praxis und Befolgung bestimmter Gewohnheiten. Selbst dies wäre noch im Bereich des Normalen, wenn es Räume und Ebenen der Aushandlung darüber gäbe, was für eine Gemeinde wichtig ist und was nicht.

1.6 Ansprüche von der kirchlichen Institution her

Schließlich wirken sowohl Überforderung als auch Ansprüche von der Institution Kirche her. Die radikalen Wandlungsprozesse in den volksgläublich strukturierten Ortsgemeinden, die ein Niederschlag der gesellschaftlichen Wandlungs- und Differenzierungsprozesse sind, werden weithin als Probleme der Pastoral seitens der PastoralarbeiterInnen angesehen und damit auch in ihren Zuständigkeitsbereich verschoben. Die kirchliche Institution fordert von den pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, was diese nicht leisten können: flächendeckende Pastoral, Wiederherstellung bestimmter Strukturen aus der Zeit der katholischen Subkultur und Erfüllung aller sakramentalen Anforderungen, oft über mehrere Pfarrgemeinden hinweg.

Zum normalen Streß kommt noch ein permanentes schlechtes Gewissen, denn aus dem Amts- und Rollenverständnis heraus liegen Erfolg oder Mißerfolg im Zuständigkeitsbereich des Pfarrers. Die nichtpriesterlichen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stehen häufig im Gefolge dieses Dauerdruckes unter gleichen Streßbedingungen und können ihrerseits kaum eine eigene Identität im pastoralen Beruf entwickeln. Die Institution Kirche hat bisher keinen entscheidenden Beitrag zur Entlastung dieser Situation geleistet, und es scheint sich im Gegenteil ein immer rigideres Verhalten seitens der Kirchenleitungen abzuzeichnen. Was das für die Attraktivität des pastoralen Berufes ausmacht, kann hier nur angedeutet werden.

2. Dimensionen des Themas auf der „zweiten Ebene“

Eine Reflexion der Überforderungen und Ansprüche kann jedoch nicht auf dieser Ebene allein erfolgen. Deshalb erschien es auch

im Verlaufe der Tagungen wichtig, eine „zweite Ebene“ zu suchen, von der aus auch Lösungsmöglichkeiten erarbeitet werden können.

2.1 Die Chancen zur eigenen Identitätsbildung im pastoralen Dienst

Die wesentlichen Elemente der Überforderung im pastoralen Dienst lassen sich als eine meist unaufgearbeitete Spannung zwischen den eigenen Träumen, Wünschen und Hoffnungen einerseits und den Anforderungen an die Amtsrolle andererseits zutreffend beschreiben. Die Erkenntnis, daß beides nicht deckungsgleich sein kann, vermag „widerständiges“ Verhalten zu mobilisieren. Im Verlaufe vieler Gespräche während der Studienwoche wurde deutlich, daß die eigenen, persönlichen Qualifikationen häufig überhaupt nicht zum Tragen kommen und massiv verdrängt werden. Diese Verdrängung bewirkt auf die Dauer eine unerträgliche Streß-Situation mit verhängnisvollen Folgen für die eigene Person und für die Ausübung des Amtes. Wenn die Amtsrolle von vorneherein definiert ist und nicht selbst durch den Träger dieser Rolle neu und eigenständig mit-definiert werden kann, wird auf die Dauer auch die Wahrnehmungsfähigkeit für die persönlichen Anliegen, Fragen und Hoffnungen der Gemeindeglieder gestört. Es kommt zum ritualisierten Vollzug der pastoralen Arbeit, bei dem eigene Fähigkeiten keine Rolle mehr spielen. In der Tat scheinen volksgemeinschaftlich strukturierte Gemeinden in diese ritualisierten Formen abzugleiten. Dazu gehört auch die ständige „Ab-rufbarkeit“ analog zu einem Dienstleistungsunternehmen, so daß für den Amtsträger wenig Chancen bestehen, kommunikativ zu arbeiten. Er hat/sie hat somit auch keine Möglichkeit mehr, die auf Ritualisierung hin angelegte Erwartungshaltung zu verändern. Identität läßt sich aber nur gewinnen, wenn die dialektische Spannung zwischen „amtlichen“ Vollzügen und persönlichen „Anteilen“ bestehenbleibt. Für die Mitarbeiterin/den Mitarbeiter im pastoralen Dienst bedeutet dies zunächst die sehr starke Forderung, die eigene Person einzubringen. Dies wird nicht ohne Konflikte möglich sein. Es scheint aber notwendig, solche Konflikte auch bewußt herbeizuführen, um eine veränderte

und verändernde Praxis überhaupt ins Bewußtsein der Gemeinden zu bringen. Erst dann ist es offensichtlich auch möglich, mit solchen Menschen in der Gemeinde ins Gespräch zu kommen, die in ihrem Beruf unter ähnlichen Zwängen leiden und keine Partnerinnen oder Partner finden, mit denen sie sich solidarisieren können.

2.2 Die notwendige Spannung zwischen Nähe und Distanz im pastoralen Dienst

„Widerständigkeit“ und „Verweigerung“ können nicht nur als Abwehrhaltung definiert werden, sondern sie tragen die positiven Elemente der Distanz zum Beruf um der persönlichen Bedürfnisse und Entfaltungsmöglichkeiten willen in sich. Es wird daher notwendig sein, sich einer totalen Vereinnahmung sowohl durch eigene Ängste als auch durch permanente Anforderungen aus der Gemeinde zu entziehen. Die erschreckend geringe Freizeit im pastoralen Beruf kann weder mit notwendigem „Opfer“ noch mit Personalmangel erklärt werden, sondern sie ist nichts anderes als massive Ausbeutung und Zerstörung der Persönlichkeit. Sich dieser Ideologie einer „Totalverfügbarkeit“ zu unterwerfen, heißt an der Zerstörung der eigenen Person mitzuwirken. Es ist daher notwendig, ausreichende Freiräume für kulturelle und andere Freizeitbedürfnisse zu schaffen – um der Gemeinde und um der seelischen Gesundheit des pastoralen Amtsträgers/der Amtsträgerin willen. Dies wiederum kann nur durch eine Veränderung der Gewichtung pastoraler Aufgabenbereiche geschehen. Der Trend vieler volksgemeinschaftlicher Gemeinden zu „aktiven Gemeinden“ hat aus dem bisherigen Streß der totalen Amtspräsenz den neuen Streß des „Generalmanagers“ gemacht. In beiden Fällen wird aber Gemeindebildung verhindert und damit die eigentliche pastorale Aufgabe pervertiert. Die Suche nach einer pastoralen Verantwortung kann im Grunde genommen nur bei dem beginnen, der in diesem Dienst steht. Die Solidarisierung mit Kolleginnen und Kollegen, die Absage an die angeblich ständig notwendige Präsenz und Zuständigkeit fördern nicht nur Gemeindebildung, sondern verschaffen auch die notwendigen Freiräume, um die tatsächlichen Gemeinde-

bildungsprozesse wahrnehmen und begleiten zu können.

2.3 Die Möglichkeit einer Kommunikation zwischen Institution und pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

Die Anforderungen und Überforderungen seitens der Institution bestehen wesentlich sowohl aus dem zentralistischen Charakter der Institution und aus der Forderung, die pastorale Arbeit als von der Institution bereits definiert zu verstehen. Nicht wenige Konflikte und Belastungen bestehen darin, daß viele pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wohl zu einer kritischen Solidarität, nicht aber zu einer totalen Solidarität mit der Institution bereit sind. Da aber Aushandlungsprozesse und gemeinsame Definitionen der pastoralen Situation so gut wie nicht vorhanden sind, entstehen unerträgliche, aber vermeidbare Reibungen. Für die pastorale Arbeit wäre es daher dringend erforderlich, die eigenen und authentischen Erfahrungen gegenüber der Institution einzuklagen. Dafür bedarf es der Schaffung demokratischer Aushandlungsmöglichkeiten, die nicht „von oben“ erwartet werden sollten, sondern in der pastoralen Praxis einfach ausgeübt werden und somit Kommunikationsstrukturen „von unten“ schaffen.

3. Schlußbemerkung

Überforderungen erweisen sich als ein sehr vielschichtiges Phänomen, keinesfalls jedoch sind sie eine notwendige Komponente pastoraler Praxis.

Günter Biemer

Aus der Tiefe leben dehnt den Augenblick

Zum 100. Todesjahr Kardinal Newmans

Überforderung aus Überlastung ist bei einem Nicht-Zeitgenossen wie Kardinal Newman in anderer Weise thematisiert als in unserer schnellebigen Welt. Der folgende Artikel, der zum 100. Todesjahr Newmans erscheint, zeigt, daß er ein Mann war, der sich zwar

zeitweise völlig verausgaben mußte, aber doch immer wieder auf geistliche Art die Balance fand. Der Impulsquell spiritueller Gelassenheit, der in Newman aufscheint, kann auch in unseren Tagen Kraft schenken, was nicht heißt, daß pastoralstrategische Probleme einfach asketisch gelöst werden können. red

Das Ostermysterium lehrt uns, die Welt in ihrer Hintergründigkeit zu sehen. „Es hindert uns daran, die Dinge, die wir sehen, oberflächlich zu beurteilen, weil alles, was an der Oberfläche dieser Welt glänzt und schön ist, Abbild und Verheißung ist. Sie ist ein einstweiliges Versprechen dessen, was sein wird: Sie ist (vorausfallender) Schatten, der uns hoffen läßt, daß die (lichte) Wirklichkeit folgen wird . . . Nur jene können diese Welt genießen, die mit der unsichtbaren Welt beginnen. Nur jene genießen sie, die zuerst auf sie verzichtet haben. Nur jene können wahrhaft Feste feiern, die zuerst gefastet haben; nur jene können die Welt gebrauchen, die gelernt haben, sie nicht zu mißbrauchen, nur jene erben sie, die sie als einen Schatten der kommenden Welt betrachten“ (DP VI 102–105)¹. John Henry Newman, der als Vierzigjähriger so gepredigt hat, war zeit seines Lebens der Ansicht, daß sich Gottes Heilsgeschichte in der Heils- und Unheilsgeschichte unseres Lebens abspiele, daß die Welt eines Tages wie ein Baum im Frühjahr ihre Knospen öffnen werde zum Hervorbringen der Neuen Schöpfung. Bekannt ist, daß er seinen Mitbrüdern im Oratorium vorschlug, man solle auf die Gedächtnisplatte für ihn „Ex umbris et imaginibus in veritatem“ schreiben: Aus Schatten und Bildern zur Wahrheit (und das heißt seinem Denken gemäß: zur Wirklichkeit).

Diese symbolhafte Weltauffassung war für Newmans Lebensgestaltung von zentraler Bedeutung. Sein Leben umfaßte fast ein Jahrhundert (21. 2. 1801–11. 8. 1890). Er lebte mit den entscheidenden Trends und Ereignissen seiner Zeit; er wuchs in die historisch-kritische Methode hinein, nahm Stellung zur Evolutionstheorie, machte Geschichte durch

¹ Abkürzungen vgl. G. Biemer, J. H. Newman, Leben und Werk, Mainz 1989, Anhang; dieser ist gesondert erschienen.